Andersonville!

Eine grausige Reminiscenz aus dem Rebellionskriege.

Die Mißhandlungen und Leiden der gefangenen Unionssoldaten.

Erzählt von einem der überlebenden Opfer.

In der bekannten Monatsschrift „The Century", welche sich von aller Sensationshascherei fern hält, und in der die besten historischen Arbeiten über den Rebellionskrieg erscheinen, finden wir zwei lange Aufsätze über die Gräuel von Andersonville, dem größten und berüchtigtsten Gefängniß der kriegsgefangenen Unionskämpfer. Die Schilderungen entstammen der Feder des Dr. Mann aus Massachusetts, dem wir jetzt, in möglichst getreuer deutscher Bearbeitung, nacherzählen wollen:

Ich bin ein alter Soldat, körperlich hinfällig und gebrochen durch die schrecklichen Leiden, die ich nebst vielen tausenden braver Kameraden in den entsetzlichen Gefängnissen des Südens habe erdulden müssen. Die Strapazen des Krieges sind nichts gegen diese Leiden. Glücklich zu preisen sind Diejenigen, welche von der Kugel in der Schlacht dahingerafft wurden und jetzt längst unter dem kühlen Rasen schlummern.

Wie aber wäre es möglich, die Leiden derjenigen Dulder zu schildern, welche lange Monate hindurch, von trügerischer Hoffnung auf Erlösung hingehalten, endlich unter unsäglichen Qualen, vergessen, vernachlässigt, dem Hungertode nahe, nur von rohen, entmenschten Kerkermeistern umgeben, ihr Leben aushauchten?

Dem Himmel sei Dank, mein Gedächtniß ist frisch und ungeschwächt, wenn auch meine Körperkraft gebrochen ist. Wie könnte ich auch jene furchtbare Zeit der Qualen vergessen, die sich unauslöschlich dem Gedächtnisse jedes unserer Märtyrer eingeprägt haben?

Es war am 20. Mai 1861, als ich als Freiwilliger in die Armee eintrat und bald darauf dem 18. Regiment der Massachusetts-Freiwilligen unter Col. James Barnes zugetheilt wurde. Während des ganzen Krieges fochten wir in sämmtlichen Schlachten der Potomac-Armee. Meine Dienstzeit dauerte drei Jahre; in zweiundzwanzig blutigen Schlachten hielt ich im Kugelregen und Pulverdampf aus, und glaubte fast, daß ich mit allen Schrecken und Gräueln des Krieges vertraut sei. Ich sollte eines Besseren belehrt werden. Ich kannte noch nicht die Leiden der Gefangenschaft.

Die Schlacht und die Gefangennahme.

Bald nachdem General Grant das Obercommando der Potomac-Armee übernommen hatte — es war im April 1864 —, begannen seine Operationen gegen Richmond. Am dritten Mai setzte unser Regiment sich in Marschbewegung. Zwei Tage später trafen wir auf den Feind, und das blutige Gefecht „die Schlacht der Wildniß" begann. Es war die Ouvertüre der Campagne, für mich sollte es das letzte Gefecht sein. Wie das bei Schlachten herzugehen pflegt, hatten die Theilnehmer, die Soldaten, keine Idee von dem Ganzen des Kampfes. Für sie löst sich die Schlacht in eine Reihe von Einzelgefechten auf, anscheinend ohne Zusammenhang. So ging's auch bei uns. Unsere Compagnie schwärmte als Schützenkette aus, das Terrain war aber stark coupirt, buschig und hügelig, und gewährte dem Feinde treffliche Deckung. Salve auf Salve warf uns schließlich zurück, und unsere Artillerie konnte wegen der guten Stellung des Feindes und dem Mangel an erhöhten Positionen nicht viel machen. Doch bald erscholl das Commando Vorwärts! und obwohl rechts und links die Kameraden unter dem mörderischen Feuer des Feindes fielen, drangen wir doch unaufhaltsam vor, eigentlich ohne recht zu wissen, wohin. Der Pulverdampf lagerte in dicken, erstickenden Wolken über uns, die Sonnenhitze war drückend und kein Lüftchen regte sich. Ein Theil unserer Brigade war dort oben, wo ein kleines Wäldchen einen niedrigen Hügel beschattete, anscheinend in erbittertem Kampfe mit dem an Zahl und Stellung überlegenen Feinde begriffen.

Die Unsrigen zu verstärken, das war jetzt unser Bestreben. Es war inzwischen vier Uhr Nachmittags geworden. Drei Stunden hatte der Kampf unentschieden hin und her gewogt. Kein Theil hatte einen Vortheil errungen. Wir versuchten zu jenem Hügel vorzudringen, geriethen aber dabei auf sumpfigen Boden. Dies war unser Verderben, denn der Feind machte sich unsere verlangsamte Bewegung zu Nutze, und wir sahen uns in wenigen Minuten umzingelt und hilflos von den Unsrigen abgeschnitten.

Es blieb uns keine Wahl, als entweder die Waffen zu strecken, oder uns niedermetzeln zu lassen. So ergaben wir uns, und wurden von unseren Siegern nach der Avantgarde escortirt. Hier überließ man uns unserem Schicksal, ohne uns besonders zu bewachen. Wir verbanden unsere Verwundeten, reichten ihnen Wasser und Erquickungen, so gut dies in unserer Lage möglich war.

Zusammentreffen mit Gen. Lee. Unser erstes Gefängniß.

Damit begann die erste Phase unserer Gefangenschaft. Ich mache zwei Abschnitte derselben; der erste menschlich und mitleidig, der zweite bestialisch und teuflisch grausam. Ach, hätten wir damals nur geahnt, welche Leiden unserer erwarteten, wie hätten wir nicht dutzendfach Gelegenheit gehabt, uns unsern sorglosen Wächtern durch die Flucht zu entziehen, und kräftig, muthig, wie wir waren, uns durchgeschlagen, bis wir die Freunde wieder erreichten! Doch wir waren ahnungslos und hoffnungsreich. Wir waren Gefangene der berühmten „Stonewall Brigade". Hier zum ersten Male — und zum letzten — sah ich General Robert E. Lee. Er saß in sorgloser Haltung, das graue Haupt- und Barthaar schlecht gepflegt, rauchend zu Pferde. Seine Worte klangen gütig und mitleidig. „Thut mir leid, Jungens, euch so zu sehen, aber ihr müßt dem die beste Seite abgewinnen." So sprach er. Wir wurden nach dem Orange Court House abgeführt, ein Marsch von 25 Meilen.

Ein Opfer von Andersonville.

Ich hatte Zeit genug über meine Lage nachzudenken, die mir damals kaum mehr als ärgerlich und unbequem erschien. Denn in wenigen Wochen lief meine Dienstzeit ab, und ich sehnte mich nach der Heimath und den Lieben daheim, die ich seit drei langen Jahren nicht gesehen. Aber man sagte uns, daß wir in wenigen Tagen über Richmond und City Point ausgewechselt werden würden. Also nur Geduld! Geduld — wenn's Herz auch bricht. Und bei dieser Gelegenheit kann ich mir nicht versagen, eine furchtbare Anklage gegen unsere südlichen Kerkermeister zu erheben. Nicht genug mit körperlichen Qualen, spannten sie auch unseren Geist auf die Folterbank trügerischer Verheißung. „Auswechselung" — das war die beständige Lüge, mit der wir hingehalten wurden. „Auswechselung" — so tönte es uns beständig in den Ohren, und während wir von Kerker zu Kerker geschleppt wurden, war es immer jener Sirenenklang, auf den wir erst freudig und hoffnungsvoll horchten, bis unser Muth sank, und dumpfe Verzweiflung und trübsinnige Ergebung sich unserer bemächtigte.

Lügnerische Vorspiegelungen. Unsere Leiden auf dem Marsche.

Unsere Wächter, selbst gediente und tapfere Soldaten, ließen uns die Demüthigung der Gefangenschaft nicht empfinden. Ein wackerer Krieger ist unfähig der kleinlichen Tyrannei, hämischer Schadenfreude und grausamen Bosheit die wir an den „home guards" kennen lernen sollten. Diese sollten wir zuerst im Courthause kennen lernen. Man nahm uns hier alles Geld, Werthsachen und sonstigen Besitz ab; namentlich Uhren, Geldtaschen und wollene Decken. Ein armer Schelm, der seine Decke aus Trotz in Streifen zerschnitt, um sie nicht in die Hand des Feindes fallen zu lassen, erhielt von seinem Wächter einen fürchterlichen Hieb mit dem Säbel über den Kopf, woran er binnen einer Stunde verstarb. Das war, so zu sagen, der Vorgeschmack dessen, was unser wartete.

Von hier ging's am nächsten Tage nach Gordonsville und Lynchburg, und nachdem wir hier bei warmem, schönem Wetter in einem Zeltlager eine Woche lang zugebracht hatten, ging's dann weiter nach Danville, sonderbarer Weise, obwohl unsere Wächter stets das Märchen von der nahe bevorstehenden „Auswechslung" wiederholten. Zwei und einen halben Tag brauchten wir zu einer Eisenbahnfahrt von kaum 150 Meilen. In Danville, wo wir „ausgewechselt" werden sollten, mußten wir, deren Zahl durch neuen Zuzug von Gefangenen inzwischen auf 3000 angeschwollen war, in ein enges Gefängniß wandern. Und hier, nachdem wir ununterbrochen 36 Stunden gefastet hatten, erhielten wir unsere ersten Rationen, grobes Maisbrot, teigig und kaum gebacken, und fetten Speck. Die Luft im Gefängniß, wo man 250 Mann in jedem Stockwerk untergebracht hatte, war so entsetzlich, daß ich es als Wohlthat begrüßte, als ich zum Wasserholen am Flusse commandirt wurde und so etwas frische Luft schöpfen konnte.

Auf dem Wege dahin trafen wir andere, bereits längst vor uns eingetroffene Gefangene, deren bleiche, von Kummer und Entbehrungen abgehärmte Züge, ihr schlotteriges Aussehen unsere Hoffnungen merklich herabstimmten. Wir sahen wie im Spiegel das Bild unserer Zukunft vor Augen.

Die jämmerliche Verpflegung.

Plötzlich hieß es, Richmond sei als Ort der „Auswechselung" als zu gefährlich wegen Grants Bombardirung aufgegeben, und deshalb sei unsere Marschroute nach Charleston geändert worden. Also weiter ging's, wie gewöhnlich in überfüllten Güter- und Viehtransport-Waggons. Glücklich der, welcher an der offenen Thür stehend die frische Luft des sonnigen Südens einathmen konnte! Bald jedoch verließen wir den Bahnzug, überschritten die Grenze von Nord-Carolina und machten nach einem Marsche von 16 Meilen Rast in einer prächtigen südlichen Landschaft, von Magnolienbäumen umgeben, an einem klaren und kühlen Bache.

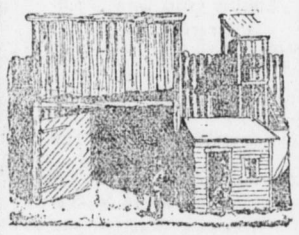
Mit der Verpflegung war es rechtkärglich bestellt. Auf den Mann kam gerade ein Quart Maismehl. Wir improvisirten, so gut es ging, Pfannen aus unserem defecten Kochgeschirr, und rösteten uns Maiskuchen ohne Salz und Schmalz. Doch hat mir selten eine Mahlzeit so köstlich geschmeckt, als diese halbverbrannten mit Kohle und Asche verunreinigten Maiskuchen. So ging's durch Nord Carolina, nach Charlotte, wo man uns großmüthiger Weise Ingwerkuchen für 10 Cents das Stück und Brei von Süßkartoffeln zu 25 Cents das Viertelpfund verkaufte. Der erste Ort von Bedeutung in Süd-Carolina, den wir passirten, war Chesterville, wo wir, fast halb todt vor Hunger und Schlaflosigkeit, endlich nach vielen Stunden Wartens unsere Rationen bekamen, diesmal zwar auch nur Maismehl, aber doch immerhin ein Quart auf den Mann.

Doch da wir etwas Salz bekommen hatten, schmeckte das kunstlose Maismehlgebäck bedeutend besser, als ich erwartet hatte. Der weitere Verlauf unserer Reise war einförmig genug. Columbia war der einzige bedeutendere Ort, den wir berührten. Bis dahin wurde von nichts weiter gesprochen, als von unserer „Auswechselung", natürlich über Charleston. Doch mußte schließlich auch der Gläubigste irre werden, denn es ging augenscheinlich eine Veränderung in unserer Reiseroute vor. Wir fuhren nach Augusta zu, von Charleston keine Rede. Wieder gab es Ausflüchte; es hieß jetzt, wir sollten in Savannah ausgewechselt werden.

Jetzt kamen wir in Macon Ga., an, und hier mußte sich die Frage endlich entscheiden. Nur Achselzucken war die Antwort auf unsere ängstlichen Fragen, und weiter ging's wieder, einem unbekannten Ziel zu. Doch wir waren nicht mehr weit davon.

Das Gefängnißlager von Andersonville und unser Kerkermeister.

Es war am 20. Mai, als unser Zug mitten auf einer Lichtung in einem Nadelgehölz Halt machte. Was unser wartete, wußten wir nur aus allgemeinen Andeutungen unserer Wächter. „Nach einer Einzäunung und einem Lager auf einem Waldhügel," hieß es, „noch viel zu gut für euch Yankees!"



Thor, Pallisadenbau und Wachthurm.

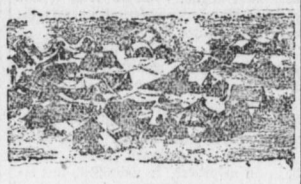
Wir hatten jetzt die Wirklichkeit vor uns, und nicht viel Zeit, uns auf Vermuthungen einzulassen. Denn kaum war der Zug zum Stehen gekommen, als ein untersetzter, breitschultriger, keifender und schimpfender Reiter auf einem Schimmel den Zug entlang sprengte und uns unter Flüchen befahl, sofort auszusteigen. Es war unser künftiger Kerkermeister, Capitain Henry Wirz, ein geborener Schweizer, später Bürger von Louisiana, ein Mann, welcher die furchtbare Verantwortung für das unsägliche Elend von 36,000 wehrlosen Gefangenen auf sich geladen hat. Wirz war von Beruf Arzt, also schon an sich zur Milde und Barmherzigkeit verpflichtet. Sein Ende war schrecklich. Am 5. August 1865 wurde er auf das Todesurtheil eines Kriegsgerichts der Union standrechtlich erschossen.

Das Gefangenenlager, dessen officieller Name übrigens nicht Andersonville, sondern „Camp Sumpter" lautete, war von General J. H. Winder ausgewählt, welcher erst im April 1864 das Commando übernahm, aber seine Kreatur Wirz nach Willkür darüber schalten ließ. Welchen Ruf Winder im Süden genoß, kann man daraus ersehen, daß der Richmonder „Examiner" bei seinem Abgange nach Andersonville ausrief: „Gott sei den armen Kriegsgefangenen gnädig!" und Oberstlieutenant Chandler in seinem Bericht vom 5. August 1864 über Camp Sumpter, der außerordentlich gemäßigt gehalten ist, erklärte zum Schlusse wörtlich:

Nach alle Dem muß ich ergebenst zu einem Wechsel in der Person des Commandanten von Camp Sumpter rathen, und zur Ernennung eines Ersatzes für Brigadegeneral Winder. Man sollte dazu einen Mann ernennen, welcher Energie und treffendes Urtheil mit menschlichem Gefühl vereinigt, Jemand, der nicht absichtlich und mit kaltblütiger Grausamkeit die Lage der unglücklichen Gefangenen unverändert bestehen läßt, damit die Sterblichkeit, welche sie jetzt auf's Furchtbarste dezimirt, schließlich von selbst ihre Anzahl so vermindert, daß die durch Ueberfüllung sowie mangelhafte und schlechte Ernährung von selbst verschwinden." So lautete das Urtheil eines braven Officiers der Südarmee. Ich schicke dies voraus, damit man nicht glaubt, daß meine Mittheilungen übertrieben sind. Im Gegentheil. Meine ersten Aufzeichnungen habe ich sorgfältig gesichtet, und alles ausgemerzt, was vielleicht den Stempel persönlicher Bitterkeit trug. Die Zeit heilt Alles, und die 26 Jahre, welche seitdem verrauscht sind, haben den scharfen Stachel der Leiden abgestumpft.

Unsere ersten Eindrücke.

Wirz also, nachdem wir die Waggons verlassen, formirte uns zu zwei Colonnen, commandirte dann Marsch! und so ging's denn in langem Zuge, den Schimmelreiter an der Spitze, nach dem Lager. Ein schweres Eisenthor schloß sich mit dumpfem Krachen, als der letzte Mann den düsteren Eingang passirt hatte. Drinnen waren bereits 13,000 unserer Leidensgefährten internirt, kaum noch als menschliche Wesen kenntlich. Abgemagert zum Skelett, von Schmutz und Ruß starrend, hohlwangig und von Ungeziefer wimmelnd — so traten uns diese Unglücklichen entgegen. Mit Schauder dachten wir daran, daß auch sie einst uns geglichen hatten, und das Bischen Muth und Hoffnung, das noch in unserer Brust lebte, wich allmälig einer düsteren Resignation. Als man uns wie Schafe in den inneren Umkreis der hohen Pallisadenumzäunung trieb, wurden wir bald von den Gefangenen umringt, die in fieberhafter Hast Fragen an uns richteten. Daraus erfuhren wir, daß sie seit drei bis sechzehn Monaten im Camp schmachteten. Bald wurden



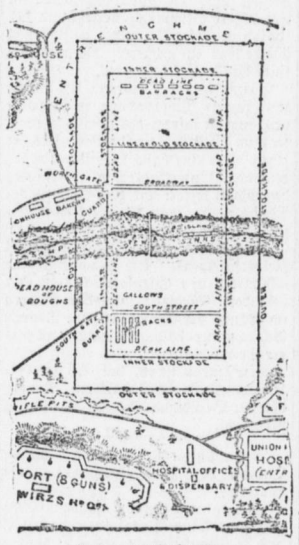
Eine Ecke des Zeltlagers.

auch wir bestimmten Abtheilungen zugewiesen, und ich wurde der Abtheilung 13, Schwadron 3, zugetheilt.

Wie unser Lager aussah.

Unser Gefängniß hatte einen Flächeninhalt von fünfzehn Acker, dessen Grenze durch den obenerwähnten Pallisadenzaum gebildet wurde. Die Pfähle bestanden aus starkem, viereckig behauenen Fichtenholz von fünfzehn Fuß Höhe und so dicht nebeneinander eingerammt, daß auch nicht die geringste Fuge sichtbar war. Ringsherum auf der äußeren Peripherie waren in kurzen Entfernungen Schildhäuschen mit der Oeffnung nach dem Lager zu angebracht. Fünfzehn Fuß innerhalb der Umzäunung zog sich eine durch ein dünnes Seil hergestellte Einfriedigung, die sogenannte „Todtenlinie" entlang. Der Name war bezeichnend genug. Die Schildwachen hatten nämlich strenge Weisung, jeden Gefangenen, der diese Grenze überschreitet, sofort niederzuschießen. Diese Wachen waren ausschließlich halbwüchsige Jungen von zwölf bis sechszehn Jahre, welche namentlich deshalb diesem barbarischen Befehl auf's Pünktlichste nachkamen, weil der Henker für die Erschießung eines Gefangenen dreißig Tage Urlaub als Belohnung erhielt. Kaum ein Tag ging vorüber, ohne das mindestens ein Gefangener auf diese Weise erschossen wurde.

Auf zwei Seiten der Umzäunung, etwa in zwei- bis vierhundert Ellen Entfernung, erhoben sich zwei Erdwälle jeder mit vier geladenen Kanonen besetzt, die ihre schwarzen Schlünde nach dem Lager zu richteten, bereit, bei einem Zeichen von Aufruhr sofort Tod und Verderben in die Zeltreihen hinabzuschleudern. Innerhalb der Umzäunung lagen zwei Hügel; ein in einer thalartigen Einsenkung fließender schmaler, schmutziger Bach theilte das eingefriedete Land in zwei fast gleiche Hälften. Etwa drei Acker des Thales bildete einen stinkenden Sumpf oder richtiger Schlammteich, der unter der Sonnenhitze fast brodelte und mephitische Fieberdünste aushauchte. Unglaublich, aber wahr: Die Feldküche, wo alles Brod gebacken und das Fleisch gekocht wurde, stand an diesem Bach oberhalb der Umzäunung, sodaß aller Küchenabfall, Blut und schmutziges Wasser sich mit den Gewässern des Baches mischte, mit demselben Wasser, welches unsere einzige Trinkwasserquelle abgab! Die Zelte unserer Wächter waren so angelegt, daß der ganze Schmutz von dort in einem ekeln Strom sich durch unser Lager schlängelte, um dann sich mit dem Schlamm jenes stinkenden Sumpfes zu



Plan von Andersonville.

vermischen. Von Schatten oder Kühlung während der Tageshitze war gar keine Rede. Denn es waren, wie es scheint absichtlich, alle Bäume innerhalb der Umzäunung umgehauen worden, um für die Zaunpfähle verwendet zu werden. Keine Vorkehrungen irgend welcher Art waren getroffen worden, um den immer mehr sich anhäufenden Unrath bei Seite zu schaffen. Der größte Theil desselben wurde in jenen Sumpf geschafft, und in diesem stinkenden Höllenpfuhl entwickelten sich unter dem Einflusse der Hitze Milliarden von Maden, welche sich zu Schmeißfliegen entwickelten und das Lager durchschwärmten.

Die Schrecken der Gefangenschaft.

Was diese entsetzlichen Zustände für Folgen in Betreff der Gesundheit der Gefangenen hatten, kann man sich ungefähr vorstellen. Die 13,000 Gefangenen, welche bereits vor uns Monate lang hier campirt hatten, hatten bereits jede Hoffnung aufgegeben, jemals ausgewechselt zu werden und die Heimath wiederzusehen. Sie legten sich nur mit dem Gedanken nieder, zu sterben. Fast jede halbe Stunde, Tag und Nacht, starb einer der Gefangenen. Anfänglich schien unsere Ankunft einen besseren Geist unter ihnen zu erwecken und einen Hoffnungsschimmer einzuflößen. Und die erschreckend große Sterblichkeitsziffer nahm wirklich ab. Doch als die Hitze immerfort stieg und die Zahl der auf den 15 Ackern zusammengepferchten Gefangenen schließlich auf 36,000 anwuchs, da mehrten sich auch wieder die Todesfälle, und jeden Morgen wurden durchschnittlich hundert Todte aus der Umzäunung herausgeschafft. An einem Augusttage stieg die Zahl der Todten auf zweihundertundzwölf! Dabei mangelte es uns an jeder Lectüre, an jeder Möglichkeit, die Gedanken von dem entsetzlichen Einerlei, den Schrecken des Todes abzuziehen. Weder Bücher noch Schreibmaterialien waren zu haben. Nur wenige Bibeln hatten sich in das Lager verirrt und wurden mit Begier gelesen, ja, so abgegriffen, daß sie mürbe wie Zunder und unleserlich wurden. So überließ man sich meist düsterem Hinbrüten und den schwärzesten Gedanken über die Zukunft, welche gleich bei unserer Ankunft durch den traurigen Anblick unserer 13,000 Leidensgefährten die Oberhand gewonnen.

Dem Hungertode nahe.

Die Verpflegung war die denkbar ärmlichste, die man sich denken kann. Gewöhnlich gegen 4 Uhr Nachmittags begann der Proviant in Wagenladungen hereinzukommen, welche dann unter die Sergeanten nach Abtheilungen von je 90 Mann vertheilt wurden. Der Sergeant theilte dann die Rationen für seine Leute ein, und wenn er damit fertig war, fiel mir gewöhnlich das Amt zu, mit dem Rücken dem Sergeanten zugekehrt, auf's Geradewohl die Empfänger zu bezeichnen. Dadurch fiel jeder Schein der Bevorzugung fort, denn die aus Schinken, Speck und grobem Brot bestehenden Rationen fielen oft in der Eile der Theilung recht ungleich aus.

Ich habe mit drei Waffengefährten — Lowell, Williams und Wilmarth — ein Zelt gebaut, in welchem wir uns gemeinschaftlich mit unseren Vorräthen aushalfen, und häufig wehmüthige Erinnerungen aus der Heimath austauschten. Am ersten Juli verloren wir Wilmarth durch den Tod. An seiner Stelle nahmen wir einen gewissen Thomas Brown, eine alte englische Theerjacke, in unsere Gemeinschaft auf. Früher ein unverbesserlicher Trunkenbold und unbrauchbar für die Gesellschaft, wurde Brown unter dem Zwange der Mäßigkeit — denn an Spirituosen war natürlich nicht zu denken — ein trefflicher Kamerad, der uns nicht nur durch seine Unterhaltungsgabe über manche trübselige Stunde hinweghalf, sondern auch viel praktischen Rath ertheilte. Nur Wenige von uns brachten es so weit, sich mit einem Marketender in Verbindung zu setzen, der außerhalb des Lagers seine Vorräthe für kaum glaubliche Preise feilhielt.

Er hatte Mehl, Soda, Salz, Pfeffer, Süßkartoffeln und andere Leckerbissen zu verkaufen, z. B. Salz für einen Dollar die Pint, ebensoviel für ein Quart Mehl, zehn Cents für eine kleine Zwiebel, vier bis zehn Dollars für ein Pfund Tabak u. s. w. im entsprechenden Verhältniß. Viele von uns legten sich auf den Tauschhandel und machten gute Geschäfte bis zum Betrage von mehreren hundert Dollars, indem sie mit dem gemachten Gewinn ihr Geschäft immer wieder vergrößerten.

Fluchtversuche.

Trotz der anscheinenden Hoffnungslosigkeit jeden Fluchtversuchs stachelte doch gerade diese anscheinende Unmöglichkeit den Scharfsinn und die Erfindungsgabe der Gefangenen auf's Aeußerste an, um so mehr, als Jeder sich auf's Sehnlichste aus dieser Hölle hinwegsehnte. Die einzige Art, einen Ausgang aus dem scharf bewachten Lager zu finden, war auf unterirdischem Wege. Am günstigsten dazu lagen natürlich die Zelte unweit der Umzäunung. Von hier mußte man erst einen Schacht und dann einen Stollen bis weit über die Schilderhäuser hinaus graben, also etwa 80 bis 100 Fuß lang. Doch da die ganze Nacht Fackeln an der Umzäunung die Gegend dahinter hell erleuchteten, war es sehr schwierig, die Erde hinwegzuschaffen. Einer der Zeltbesitzer an der Umzäunung, ein gewisser William Moore, erklärte sich mit Freuden zu einem derartigen Complott bereit. Am 1. Juli begann die Maulwurfsarbeit, welche besonders dadurch begünstigt wurde, daß das Zelt innerhalb des 30 bis 40 Fuß langen tiefschwarzen Schattens der Umzäunung belegen und für die Schildwachen also unsichtbar war.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

— In einem Städtchen Litauens hat sich vor einigen Tagen ein recht heiterer Vorfall zugetragen. Ein junger Gutsbesitzer, der kürzlich die Staffe des Sekondelieutnants erklommen, betritt eine Restauration, in welcher der Ortsgendarm nach Beendigung des schweren Marktdienstes sein Mittagbrod verzehrt und ein Glas Bier trinkt. Da er sich durch das Eintreten des Gutsbesitzers natürlich nicht weiter stören läßt, fragte der Herr Lieutenant in Civil ihn, ob er, der Gendarm, nicht wisse, daß er vor ihm aufzustehen habe. Auf die verwunderte Verneinung erfolgt die Ankündigung, daß es ihm bewiesen werden solle und eilends begaben sich der Herr Lieutenant in Civil zum nächsten Vorgesetzten des Gendarms, dem Kreiswachtmeister, welcher jedoch sehr bedauern mußte, der Beschwerde nicht Folge geben zu können, da der Gendarm im Recht gewesen. Ueber den Erfolg der weiteren Schritte des Herrn Lieutenants ist noch nichts bekannt, doch gibt der Vorfall sowohl bei Civil als Militär Anlaß zu bedentender Heiterkeit, zumal der Herr Lieutenant in der Hitze des Gefechts es sogar übersehen, daß er seine erste Beschwerde bei einem im Range unter ihm stehenden Militär angebracht.

— Wirthswitz. Herr Wirth, die Wurst riecht. — Das ist unmöglich! — Wieso? — Weil die Wurst keine Nase hat.

Liebe und Politik.

Man schreibt aus Hamburg: Wie oft Staatsaktionen in das Familienglück eingreifen, beweist neuerdings ein Fall, welcher hier lebhaft besprochen wird und dessen Einzelheiten verbürgt sind. Im Dezember des vorigen Jahres starb in Frankfurt a. M. der alte Roheisenagent M., ein sehr vermögender Herr, und setzte seinen Neffen, den Kaufmann Ludwig L. zum Universalerben ein. Der alte M. galt als Menschenfeind. Namentlich gegen die Engländer und alles, was englisch hieß, hegte er einen unversöhnlichen Haß, der sich wohl aus dem Umstande herschrieb, daß er früher einmal in Birmingham, wo er ansäßig gewesen, von dem „Krämervolk" gründlich übers Ohr gehauen worden war und sich geschäftlich ruinirt hatte. Seine britische Antipathie ging so weit, daß er auf dem Sterbebette seinem Neffen und zukünftigen Erben das eidliche Versprechen abnahm, sich niemals mit einer Engländerin zu verheirathen. Der junge L. konnte diesen von einer krankhaften Laune diktirten Schwur um so leichteren Herzens leisten, als er damals auf dem Punkte stand, sich mit der Tochter des Berliner Fabrikbesitzers G. in der Potsdamerstraße zu verloben. Kurze Zeit darauf starb der alte M. und hinterließ seinem Neffen das gesammte Vermögen. Als dieser nun Schritte that, um dem Ziel eines eigenen Hausstandes näher zu kommen, machte ihm der Tod einen dicken Strich durch die Rechnung. Anfang Januar nämlich wurde die Verlobte des Herrn L. von der Influenza ergriffen, bekam in Folge eines verfrühten Ausganges einen Rückfall und starb nach wenigen Tagen an den Folgen dieser heimtückischen Krankheit, — an einer Brustfellentzündung.

Der junge L. war von diesem Verluste auf das Schmerzlichste betroffen, denn er hatte seine Braut aufrichtig geliebt, und man konnte es für ihn als ein Glück betrachten, daß die vielen geschäftlichen Reisen, die er zu machen hatte, dem Kummer seines Herzens ein heilsames Gleichgewicht boten. Eine dieser Reisen führte ihn im April dieses Jahres nach Hamburg. Hier sollte er endlich Heilung finden. Er wurde von einem Geschäftsfreunde in eine Familie eingeführt, wo er die Bekanntschaft einer außerordentlich anziehenden jungen Dame machte, welcher seiner verstorbenen Braut überraschend ähnlich sah. Jenny M. hatte vor zwei Jahren beide Eltern verloren und lebte seitdem, im Besitz eines kleinen Vermögens, als Familienmitglied bei den Hamburger Freunden. Herr L. kam oft und öfter, bis schließlich die schönen, lebensvollen Züge Jenny's das Bild der Verlorenen mehr und mehr erblassen machten. Die neue Neigung faßte tiefe Wurzel in seinem Herzen, und da er jetzt wußte, was der Verlust einer theuren Person zu bedeuten hatte, klammerte er sich um so fester an diese zweite Liebe. Er erklärte sich der jungen Dame und fand Erhörung. Die Verlobung wurde publizirt, nicht lange darauf sollte die Hochzeit sein. Als der Bräutigam eines Tages zum Zweck der standesamtlichen Anmeldung die Papiere seiner Verlobten durchsah, fielen seine Blicke auf das Taufzeugniß und seine Augen starrten auf ein Dokument — in englischer Sprache.

Jenny war nicht in Hamburg geboren, wenn sie dort auch bereits längere Jahre lebte — sie war ihrer Geburt nach Engländerin, — ein Umstand, den sie selbst vorher für zu unwichtig gehalten hatte, um davon zu erzählen. Herr L. war durch diese Laune des Schicksals vollkommen niedergeschmettert. Er dachte an den Schwur, den er geleistet, und sah keinen Ausweg, diesem schrecklichen Dilemma zu entgehen, wenn anders er vor seinem eigenen Gewissen bestehen wollte. Endlich faßte er einen Entschluß. Jenny mußte alles wissen. Er eilte zu ihr und schilderte ihr die Thatsache, die ihn zur Verzweiflung brachte. Die junge Dame, welche sofort die ganze Tragweite der Situation begriff, brach in Tränen aus. An ihrer Nationalität war so wenig etwas zu ändern, als an den Eidesworten, die ihr Verlobter einst dem Sterbenden mit ins Grab gegeben. Sie war Engländerin und gerade eine Engländerin durfte er nicht zur Frau nehmen. Die beiden Liebenden sahen keinen Ausweg. So schlichen düstere, nebelgraue Wochen dahin. Da sitzen die Zwei vor mehreren Wochen wieder einmal beisammen, bekümmert und hoffnungslos, als das Abendblatt ins Zimmer gereicht wurde. Herr L. wirft einen flüchtigen Blick darauf, bald aber liest er aufmerksamer, er liest noch einmal und noch einmal, dann springt er auf und schließt seine Braut jubelnd in die Arme.

Was war geschehen? Ein großartiger politischer Akt hatte sich vollzogen, — ein Akt, der mit einem Schlage den Knoten löste, den die beiden jungen Leute nicht entwirren konnten, — Helgoland war deutsch geworden und Jenny, deren Vater vor seiner Uebersiedlung nach Hamburg als Klein-Kaufmann auf Helgoland ansässig gewesen, war somit keine Engländerin mehr, sondern eine Deutsche. Am 10. August, einen Tag, nachdem die Insel feierlich übergeben worden, beging das überglückliche junge Paar in Hamburg das Fest der Vereinigung. Jetzt befinden sich Herr und Frau L. auf der Hochzeitsreise in Helgoland.

— Keine Kunst. Erster Student: Donnerwetter, gestern wäre ich beim Baden bald ertrunken, ich hatte schon drei Liter Wasser geschluckt. Zweiter Student: Pah! Das ist noch gar nichts! Ich hab' gestern Abend mindestens zwölf Liter geschluckt! Erster Student: Unsinn! Soviel Wasser kann ja kaum ein Kameel trinken! Zweiter Student: Wasser war es auch nicht, sondern Bier! Erster Student: Ja, das ist auch keine Kunst!

Die Gutenberger Höhle.

Seit einigen Monaten pilgern tagaus tagein Naturfreunde, Touristen und Ausflügler in stattlicher Zahl nach dem kleinen Dorfe Gutenberg im Lenninger Thal, einem kleinen Dorfe im schönen Schwabenlande, zwei deutsche Meilen von der Bahnstation Kirchheim unter Teck entfernt. Die vom Pfarrer Gußman daselbst entdeckte und vom „Höhlenverein" freigelegte Tropfsteinhöhle lockt immer mehr fremde an und mit Recht, denn sie ist, wenn auch nicht die größte und weiteste, doch ohne Zweifel die schönste Höhle des Schwabenlands.

In keiner anderen Höhle trifft man solch wundersame Farbe, so vielgestaltige, zarte Formen. Seit Eröffnung der Höhle im Frühsommer haben die Gutenberger bereits 3000 Mark Eintrittsgeld von den Besuchern eingenommen. Kein Wunder, daß die arme Nachbar-Gemeinde Schopfloch, welche Eigenthumsrecht an einem Theil der Höhle zu haben glaubt, mit Ansprüchen an den Gewinn hervorgetreten ist. Nachdem das Ulmer Landgericht in einer vorläufigen Entscheidung die Ansprüche der Schopfloher für berechtigt anerkannte, haben die Gutenberger sich dazu verstanden, künftig die Beute aus dem Fremdenbesuch mit den Schopflochern zu theilen und letzteren noch aus dem seitherigen Erträgniß 450 Mark auszubezahlen. In Folge dieses Zugeständnisses ist der Friede zwischen Gutenberg und Schopfloch wiederhergestellt, und die aufgeregten Gemüther in beiden Dorfgemeinden haben sich beruhigt.

Von Gutenberg aus führt ein hübscher Waldweg den Besucher in etwa 25 Minuten nach dem Eingang der Höhle. Diesen bildet das schon früher bekannte sogenannte „Heppenloch." Hier harrt der Führer, erhält seinen Obolus für die Eintrittskarte, versieht die Besucher mit einem Lichte und sich mit einer Magnesium-Fackel. Der nächste Höhlenraum ist die Fundstätte vieler versteinerter Thierreste. Gefunden wurde u. A. Nashorn (?), Höhlenbär, Urochs, verschiedene Hirscharten. Wie die vielen Reste dieser Thiere in die Höhle hineinkamen, wo sie kunterbunt und mit geschlagenen Feuersteinen, gemischt unter 60 Fuß hohem Lehm in felsenharter Versteinerung dalagen, darüber gehen die Urtheile noch sehr auseinander. Weitaus interessanter im Anblick ist die sich anschließende „gothische Grotte". Reinstem Eise gleich glitzert und schimmert hier das milchweiße Gestein an den Wänden und hängt in Zapfen verschiedenster Größe von der Höhe herab. Noch schöner ist die folgende „maurische Halle", ein kapellenartiger Raum mit herrlichen Tropfsteingebilden in der Form von Säulen und Röhrchen, Katarakten und Nischen. Weitere Ueberraschung bietet der „Zwergpalast" mit seinen vielen durchsichtigen Säulchen, eine Märchenwelt aus Tausend und Eine Nacht. Ihren vorläufigen Abschluß finden die Höhlengänge mit der romantischen „Klamm".

Wie im Eingang zur Unterwelt thut sichs da unten auf und gewaltig, hochgebirgsmäßig klafft darüber das Gebirge in schmaler, schaurig hoher Spalte auseinander. Auch hier noch, wo die Verhältnisse ins Große gewachsen sind, schaut das Auge allerorts zarte, blendende Bildungen, die sich an die dunkel aufragenden Felswände angeschmiegt haben oder in erstarrten kleinen Wasserfällen von der Höhe herabziehen. Von der Klamm, in die hinabzusteigen namentlich wohlbeleibten Besuchern einige Mühe macht, geht es auf dem gleichen Wege durch die Höhlengänge wieder zurück nach dem Heppenloch, wo uns das Tageslicht wieder begrüßt. Abgesondert, am Fuße der Felsen liegt noch die „Wolfschlucht", eine kleine aber auch sehr interessante Höhle mit vom Boden emporschießenden Tropfste